

*Miriam Zimmer*

# **Assimilation und religiöse Organisation**

Eine organisationssoziologische Studie  
zu Überlebensstrategien ethnischer Kirchen

# GÖTTINGER JUNGE FORSCHUNG

Schriftenreihe des Göttinger Instituts für Demokratieforschung

Herausgegeben von Dr. Robert Lorenz und Dr. Matthias Micus

ISSN 2190-2305

10 *Ralf Schönfeld*

Kanzleramtschefs im vereinten Deutschland

Friedrich Bohl, Frank-Walter Steinmeier und Thomas de Maizière  
im Vergleich

ISBN 978-3-8382-0116-0

11 *Lars Geiges*

Fußball in der Arbeiter-, Turn- und Sportbewegung

Ein zum Scheitern verurteiltes Spiel?

ISBN 978-3-8382-0225-9

12 *Jens Gmeiner*

Abschied von der sozialdemokratischen Hochburg  
Schweden?

Herausforderungen, Reformen und Perspektiven der schwedischen  
Sozialdemokratie nach dem Machtverlust 2006

ISBN 978-3-8382-0411-6

13 *Klaudia Hanisch*

Links in Polen

Krytyka Polityczna und die Tradition der osteuropäischen  
Intelligenz

ISBN 978-3-8382-0433-8

14 *Bastian Brandau*

Fünf Sterne gegen Berlusconi

Das *Movimento 5 Stelle* und sein Weg in die italienische Politik

ISBN 978-3-8382-0488-9

15 *Christin Leistner*

Gerd Poppe

Ein unangepasstes Leben in der DDR

ISBN 978-3-8382-0500-7

*Miriam Zimmer*

# **ASSIMILATION UND RELIGIÖSE ORGANISATION**

Eine organisationssoziologische Studie  
zu Überlebensstrategien ethnischer Kirchen

*ibidem*-Verlag  
Stuttgart

## **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

## **Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available in the Internet at <http://dnb.d-nb.de>.

∞

Gedruckt auf alterungsbeständigem, säurefreiem Papier  
Printed on acid-free paper

ISSN: 2190-2305

ISBN-13: 978-3-8382-0502-1

© *ibidem*-Verlag  
Stuttgart 2013

Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und elektronische Speicherformen sowie die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

All rights reserved. No part of this publication may be reproduced, stored in or introduced into a retrieval system, or transmitted, in any form, or by any means (electronic, mechanical, photocopying, recording or otherwise) without the prior written permission of the publisher. Any person who does any unauthorized act in relation to this publication may be liable to criminal prosecution and civil claims for damages.

Printed in Germany

Ich widme diese Arbeit meinem Papa (Thomas Zimmer),  
der mich immer unterstützt und bedingungslos geliebt hat,  
diesen wichtigen Schritt in meinem Leben aber leider nicht mehr miterleben kann.



# Inhalt

<b>Abkürzungsverzeichnis</b>	<b>11</b>
<b>Vorwort: Vorzüge von Parallelgesellschaften und das Problem pathologischen Lernens</b>	<b>13</b>
<i>von Robert Lorenz und Matthias Micus</i>	
Göttinger Junge Forschung	20
<b>1 Einleitung</b>	<b>25</b>
<b>2 Forschungsstand zur Entstehung und Entwicklung ethnischer Kirchen</b>	<b>31</b>
2.1 Assimilation als Dilemma ethnischer Kirchen	32
2.1.1 Migration als Entstehungskontext ethnischer Kirchen	32
2.1.2 Assimilation und Religion	34
2.1.3 Mullins' Modell des ‚Lifecycle of Ethnic Churches‘	37
2.2 Die Denominationsforschung	39
2.3 Organisationssoziologische Forschung zu ethnischen Kirchen und sozialem Wandel	42
2.4 Fazit und Ausgangspunkt der Arbeit	48
<b>3 Theoretisches Modell für den Wandel ethnischer Kirchen</b>	<b>51</b>
3.1 Ein Modell religiöser Organisationen	52
3.1.1 Religiöse Organisationen aus Sicht des Marktmodells	54
3.1.2 Anerkennung und Legitimität religiöser Organisationen	59
3.2 Ethnische Kirchen und Assimilation	62
3.2.1 Ethnisch-religiöse Organisationen und Assimilation im Marktmodell	62
3.2.2 Legitimität und Assimilation	67
3.3 Überlebensstrategien ethnischer Kirchen	69
3.3.1 Überlebensstrategie 1: Öffnung und Profilierung des Angebots	70

	Überlebensstrategie 1a:	
	Öffnung für den gesamten Markt	71
	Überlebensstrategie 1b: Öffnung für neue Migrantinnengruppen oder andere Minderheiten	72
3.3.2	Überlebensstrategie 2:	
	Abgrenzung und Exklusivitätssteigerung	72
	Überlebensstrategie 2a: Beibehaltung des herkömmlichen Angebots, Berufung auf die religiöse und ethnische Tradition	74
	Überlebensstrategie 2b: Anpassung des Angebots an die neuen Lebensverhältnisse, aber Beibehaltung der Fixierung auf die ethnische Gruppe	74
3.3.3	Überlebensstrategie 3:	
	Institutionelle Anpassung	75
	Überlebensstrategie 3a: Legitimierung im internationalen Feld konfessioneller/ religiöser Organisationen	76
	Überlebensstrategie 3b: Legitimierung im nationalen Feld säkularer Organisationen (NGO-isierung)	76
	Überlebensstrategie 3c: Legitimierung im nationalen Feld religiöser Organisationen	77
<b>4</b>	<b>Fallauswahl und methodisches Vorgehen</b>	<b>79</b>
4.1	Fallauswahl	79
4.2	Empirisches Vorgehen	80
4.2.1	Historische Herleitung	81
4.2.2	Empirische Studie	81
4.2.3	Auswahl der Interviewpartnerinnen	82
4.2.4	Interviewleitfaden	83
4.2.5	Kontaktaufnahme und Durchführung	84
4.3	Daten	85
4.3.1	Auswahl der Daten	85
4.3.2	Aufbereitung der Daten	85
4.4	Analyse	86
4.4.1	Auswertungsmethode: qualitative Inhaltsanalyse	86

4.4.2	Typenbildung	87
4.4.3	Rekonstruktion der Organisationsentwicklung	87
<b>5</b>	<b>Empirische Fallstudie</b>	<b>89</b>
5.1	Die Geschichte der deutschstämmigen Protestantinnen in Brasilien	89
5.1.1	Deutsche Migration nach Brasilien ab 1824	89
5.1.2	Segregation und Assimilierung (1824-1870)	92
5.1.3	Goldenes Zeitalter des Deutschtums (1870-1930)	96
5.1.4	Brasilianisierung und forcierte Assimilation (1930-1945)	99
5.1.5	Rückzug und Organisationsbildung (1945-1965)	103
5.1.6	Vom Ghetto in den Kontakt mit der Welt ( 1964-1985)	107
5.1.7	Assimilation als aktuelle Herausforderung der IECLB (seit 1985)	110
5.2	„Quo vadis, ecclesia?“ Ergebnisse der empirischen Studie	118
5.2.1	Religiöse Akteure in der IECLB – Eine Typologie	119
5.2.1.1	Vernetzte Legitimierer	120
5.2.1.2	Kundenorientierte	125
5.2.1.3	Engagierte Bewahrer	128
5.2.2	Die Entwicklung der IECLB angesichts struktureller Gegebenheiten und multipler Interessen	130
5.2.2.1	Gemeinden fit machen für den religiösen Markt (1995-2002)	131
5.2.2.2	Legitimität durch soziale Verantwortung mit akademischem Anspruch (2002-2010)	140
5.2.3	Ebenendifferenzierte Folgen kumulierter Überlebensstrategien	148
5.2.3.1	Kirchenleitung	149
5.2.3.2	Gemeinden und Hauptamtliche an der Basis	151
5.2.3.3	Parallelstruktur: Movimento Encontro	152

<b>6</b>	<b>Diskussion der empirischen Ergebnisse vor dem Hintergrund des theoretischen Modells</b>	<b>155</b>
<b>7</b>	<b>Fazit und Ausblick</b>	<b>161</b>
	<b>Literaturverzeichnis</b>	<b>167</b>
	<b>Anhang</b>	<b>179</b>
	I. Interviewleitfaden	179
	II. Interviewanfrage (E-Mail)	183
	<b>Danksagung</b>	<b>185</b>

# Abkürzungsverzeichnis

CAPA	Centro de Apoio a Pequenos Agricultores (Unterstützungszentrum für Kleinbauern)
CI	Concílio (Konzil [der IECLB])
CLAI	Conselho Latino Americano de Igrejas Lateinamerikanischer Rat der Kirchen
CML	Comunhão Martin Lutero Martin Luther Verein
CO	Conselho da Igreja (Rat der Kirche [Nationales Verwaltungsgremium der IECLB, indem Vertreterinnen aller Synoden versammelt sind])
COMIN	Conselho de Missão entre Índios Rat zur Mission unter der indigenen Bevölkerung
CONIC	Conselho Nacional das Igrejas Cristãs Nationaler Rat der christlichen Kirchen (Evangelische Kirche Deutschland)
EKD	Evangelical Lutheran Church in America (Evangelisch-lutherische Kirche in Amerika)
ELCA	Escola Superior de Teologia (Theologische Hochschule [in São Leopoldo; von der IECLB anerkannt])
EST	Faculdade de Teologia Evangélica (Fakultät der evangelischen Theologie [in Curitiba; von der IECLB anerkannt])
FATEV	Federação Luterana da Diaconia (Lutherischer Diakoniebund)
FLD	Faculade Luterana de Teologia (Lutherisch-Theologische Fakultät [in São Bento do Sul; von der IECLB anerkannt])
FLT	Igreja Evangélica de Confissão Luterana no Brasil (Evangelische Kirche Lutherischen Bekenntnisses in Brasilien)
IECLB	Iglesia Evangélica Luterana Argentina (Evangelisch-lutherische Kirche Argentinien)
IELA	Igreja Evangélica Luterana do Brasil (Evangelische Kirche von Brasilien)
IELB	Japanese Evangelical Lutheran Association (Japanische evangelisch-lutherische Vereinigung)
JELA	Lutherischer Weltbund
LWB	Movimento Encontro (Encontro-Bewegung [innerhalb der IECLB])
ME	

MEUC	Missão Evangélica União Cristã (Evangelische Mission Christliche Union [Bewegung innerhalb der IECLB])
ÖRK	Conselho Mundial das Igrejas (Ökumenischer Rat der Kirchen )
PAMI	Plano de Ação Missionária (Missionarischer Aktionsplan [der IECLB])
PAI II	Plano de Ação Missionária II (II. Missionarischer Aktionsplan [der IECLB])
PPL	Pastoral Popular Luterana
RS	Rio Grande do Sul (brasilianischer Bundesstaat, im Süden des Landes)

# **Vorwort: Vorzüge von Parallelgesellschaften und das Problem pathologischen Lernens**

*Robert Lorenz / Matthias Micus*

Wer sich mit „ethnisch-religiösen Organisationen“ beschäftigt, wie Miriam Zimmer es im vorliegenden Buch tut, der wird alsbald dem Begriff der „Parallelgesellschaft“ begegnen. Und wer von „Parallelgesellschaft“ spricht, der will damit – jedenfalls in Deutschland – in aller Regel eine sozial-kulturelle Fehlentwicklung benennen. Vor allem eben jene der ethnisch bzw. religiös bedingten Desintegration und Fragmentierung der Gesellschaft. Gerade in Deutschland stoßen „Parallelgesellschaften“ auf Argwohn, weil sie in einem fundamentalen Widerspruch zum nationalen Selbstverständnis und zur gesellschaftspolitischen Generallinie des Landes stehen. Im Unterschied zu Frankreich und den angelsächsischen Ländern, die sich traditionell als willensgemeinschaftlich definierte „Staatsnationen“ begreifen, basiert die deutsche „Kulturnation“ ihrem Selbstverständnis nach bis heute – trotz des vor einigen Jahren reformierten Staatsangehörigkeitsrechtes – wesentlich auf der Herkunft ihrer Angehörigen, auf einer homogenen ethnischen Abstammung und gemeinsam geteilten Kultur. Gleichförmigkeit ist mithin wichtig in Deutschland.

In seiner pauschalen Form stimmt dieses Negativurteil schon sachlich nicht, wie eine kurze Skizze historischer deutscher „Parallelgesellschaften“ von der polnischen Zuwanderergemeinschaft bis zu den parteipolitischen Milieus nachdrücklich belegt: Die polnischen Landarbeiter etwa, die seit den 1870er Jahren aus den preußischen Ostprovinzen angeworben wurden, um in den Großzechen des Ruhrbergbaus zu arbeiten, gingen in den Westen des Reiches als Arbeitskräfte, um Geld zu verdienen – aus ähnlichen Motiven also wie die Gastarbeiter ein knappes Jahrhundert später. Mit den Ersparnissen wollten sie Eigentum in ihrer Heimat er-

werben, wohin sie nach einiger Zeit zurückzukehren beabsichtigten.

Und auch die Reaktionen der Einheimischen damals wie heute sind miteinander vergleichbar. Spätestens seit die Einwanderung in den 1890er Jahren einen massenhaften Umfang annahm, wurden die Ostelbier an ihren Arbeitsplätzen mit Skepsis beäugt, als Lohndrücker denunziert und mit Schimpfworten wie „Hergelaufene“ und „Polacken“ stigmatisiert. Misstrauen und Vorurteile zirkulierten, Angst vor Überfremdung machte sich breit, Phobien über eine grassierende Kriminalität innerhalb der Zuwandergruppe erfassten auch offizielle Stellen; und in der Öffentlichkeit vagabundierte das Stereotyp des grobschlächtigen, rauflustigen, verschlagenen Polen.

In dieser Situation wurden die Grundlagen der polnischen Eigenwelt gelegt. Etliche polnische Freizeitvereine und kulturelle Verbände konstituierten sich; und in den zecheneigenen Wohnanlagen entstanden polnische Kolonien. Die Organisationen erfüllten Auffangfunktionen in einer gänzlich fremden Umgebung und dienten dazu, elementare Bedürfnisse nach Entspannung, Kurzweil, Geselligkeit zu befrieden. Die ethnisch homogene Konzentration in Zechenkolonien wiederum entwickelte sich aus der Suche nach Vertrautheit. Dabei war die räumliche Abschottung schon im ausgehenden 19. Jahrhundert umstritten: Sie stand unter dem Verdacht, „polnische Enklaven auf deutschem Boden“ herauszubilden. Auch mochten die homogenen Nachbarschaften die Rezeption und den aktiven Gebrauch der deutschen Sprache hemmen und ethnische Rückzugstendenzen fördern.

Insgesamt aber überwogen für beide Seiten die Vorteile: Die Wohnsituation verminderte die Anpassungsprobleme an die industriellen Arbeitsbedingungen – Hauptgrund für die hohe Zahl von Arbeitsplatzwechseln gerade bei den Osteinwanderern –, förderte dadurch die Sesshaftigkeit und sicherte biographische Kontinuität. Die segregierten Zechenkolonien erleichterten die Adaption der Arbeiter an ihre neue Umgebung, vereinfachten dementsprechend ihre Integration und wirkten – da Entwurzelung radika-

lisiert, Stetigkeit aber mit Bindungen, Sicherheiten und Sozialkontakten einhergeht – auch politisch mäßigend.

1913 existierten im Ruhrgebiet 875 polnische Vereine mit mehr als 80.000 Mitgliedern. Es stimmt, dass ohne fundamentalistische Energien diese Verdichtung der polnischen Subkultur nicht denkbar gewesen wäre. Richtig ist auch, dass die polarisierte Frontstellung zwischen Einheimischen und Zugewanderten auf polnischer Seite einen Prozess einleitete, der in der Forschung als „sekundäre Minderheitsbildung“ bezeichnet wird und in dessen Verlauf aus Landarbeitern ohne klare politische Vorstellungen national-bewusste Polen wurden, die im ruhrpolnischen Organisationssystem ein Instrument zur Erhaltung nationaler Identität sahen und sich prononciert von der Aufnahmegesellschaft abgrenzten. Religiöse Vereine nahmen infolgedessen zunehmend politische Züge an, Turnvereine setzten sich die Erhöhung nationaler Kampfkraft zum Ziel und die Gesangsvereine intonierten jetzt statt religiöser Choräle vornehmlich polnische Folklore. Doch indem sich der fundamentalistische Impetus in intensiviertes Organisationsengagement umsetzte, verstärkte paradoxer Weise gerade die politische und soziale Bewusstwerdung ethnisch-kultureller Differenzen die Bindungen der Polen an die neue Heimat und beschleunigte ihre Integration.

Der Organisationspatriotismus der Sozialdemokraten wiederum entfaltete sich ebenfalls in einer Zeit verhärteter Frontstellungen. Auch ihre eigenweltliche Formierung spielte sich vor dem Hintergrund des Wandels der frühen sozialistischen Organisationen von eher rückwärtsgewandten, nahezu zünftlerischen Interessenvertretungen der Handwerkerelite zu einer marxistisch inspirierten, systemüberwindenden, zumindest programmatisch revolutionären Partei der Industriearbeiterschaft ab. Die Grundlagen der sozialdemokratischen Solidargemeinschaft lagen in den so weitreichenden wie dauerhaften Ausgrenzungen von Sozialdemokraten aus den mehrheitsgesellschaftlichen Institutionen, wurzelnd in den Jahren des Sozialistengesetzes, als die SPD verboten war, ihre Anhänger verfolgt wurden, ihre Anführer in Gefängnissen saßen oder in der Emigration feststeckten. Auch hier kanalisierte die

Organisationswelt der sozialdemokratischen Parallelgesellschaft die Frustrationen, Verbitterungen und systemfeindlichen Energien ihrer Zugehörigen. Und sie mobilisierte die Akteure zu Anstrengungen, in Bildung und Kultur mit der offiziellen Gesellschaft mitzuhalten, sie gar an Leistungen zu übertrumpfen. Die sozialdemokratische Parallelgesellschaft der 1870er bis 1960er Jahre wurde auf diese Weise zum Katapult und Vehikel des sozialen Aufstiegs und schließlich zum Katalysator der Assimilation avancierter Facharbeiter in die liberale Wettbewerbsgesellschaft.

Die Überforderung der Integrationskraft der westlichen Gegenwartsdemokratien durch Zuwanderung dürfte im Gegensatz dazu eher damit zusammenhängen, dass die klassischen Organisationsnetze und Vergemeinschaftungen der Arbeiterbewegung mittlerweile längst passé sind. Erst verschwand die Arbeit, später folgten die Arbeiter. Der Niedergang der traditionellen Großkollektive hat Teilen der Bevölkerung ihre Zukunftsgewissheit genommen, er hat sie ihres Selbstwertgefühls beraubt und sie gleichsam unbehaust und wurzellos zurückgelassen. Der Zorn ist geblieben, Ausgrenzungsprozesse haben sich eher noch verschärft, aber die Unzufriedenheit artikuliert sich nicht mehr vernehmlich und strukturiert. Was früher die Organisationen der Arbeiterbewegung bündelten, kanalisiert und in den politischen Prozess einspeisten, das entlädt sich heute eruptiv und ungehemmt, ohne Koordination und Disziplin.

Auch ethnische Organisationen sind nicht oder nur unzureichend an die Stelle der traditionellen Arbeiterassoziationen getreten. Dieser Sachverhalt mag zum Teil auf kulturelle Prägungen zurückzuführen sein, auf eine zum Beispiel bei großen Teilen der türkischen Bevölkerungsgruppe verinnerlichte Skepsis gegenüber Selbstorganisationen und eine bereitwillige Hinnahme zentraler Vorgaben, d.h. eine ausgeprägte Autoritätsgläubigkeit. Bezogen auf die türkische Minderheit in Deutschland hat er aber auch damit zu tun, dass es eine schlagkräftige bundesweite Pressure Group, eine unumstrittene, die Gesamtheit der türkischen Migranten repräsentierende Interessenvertretung nicht gibt, die ihre An-

liegen mit Nachdruck in die Öffentlichkeit einspeisen und eine parlamentarische Repräsentation sicherstellen würde.

Jedenfalls: Die organisatorisch verwaisten, segregierten Migranten- und Unterschichtquartiere sind gekennzeichnet durch eine sich verfestigende soziale und kulturelle Armut, die einseitig konsumistisch kompensiert wird, Normen wie Fleiß, Pünktlichkeit und Ordnung hingegen kaum noch Bedeutung beimisst. Eigene, subjektive Identitäten auszubilden sind die Zurückgelassenen zunehmend unfähig, Vorstellungen eines positiven Selbst besitzen sie kaum; aus Mangel an Alternativen übernehmen sie vielmehr die Negatividentifikationen aus den Reihen der Mehrheitsgesellschaft und messen sich an den Maßstäben der sozial Arrivierten, wodurch ihr Leben als vollständiges Scheitern erscheint. Ein Aufstieg aus den Armutsquartieren ist infolgedessen unwahrscheinlich, die Möglichkeit, aufstiegs wichtige Ressourcen zu akkumulieren, durch den Zwang zu sozialer Uniformität noch zusätzlich eingeschränkt. Stattdessen hat sich infolge des Fehlens sozialer Maßstäbe, aktivierender Einbindungen und intermediärer Strukturen sowie den Mangel an politischer Repräsentation ein kulturelles Vakuum ausgebreitet.

Mithin: Nicht zuletzt das Defizit an organisationsgestützter Vergemeinschaftung lässt die periodisch aufflackernden Proteste so ziellos und unkontrolliert, dadurch aber auch so furchteinflößend wirken. „Parallelgesellschaften“ dagegen vermittelten in der Vergangenheit nicht ganz selten Sinn, Identität und Selbstbewusstsein. Sie bauten Frustrationen ab, verschafften den Forderungen ihrer Anhänger Gehör und boten alternative Bildungs- und Aufstiegswege zu den verschlossenen Mehrheitsinstitutionen. Über ihre vielfache Anbindung an die etablierten Regelwerke und Verfahrenswege, auch über ökonomische Austauschprozesse und die Unmöglichkeit, wechselseitige Kontakte gänzlich zu vermeiden, protegieren sie letztlich die Integration von Minderheiten in die Gesamtgesellschaft. Diese Rolle, die sie bei der Heranführung benachteiligter, orientierungsloser, Hilfe erheischender Bevölkerungsteile an die Mehrheitsgesellschaft spielten, kann man durch-

aus als Beitrag zur sozialen Integration und Schritt auf dem Weg der Assimilation immigrierter Bevölkerungsgruppen bezeichnen.

Die lediglich pejorative Deutung von Parallelgesellschaften bildet die eine Leerstelle im Diskurs über die Integration heterogener Gesellschaft, die aber in den letzten Jahren durch einige dem Mainstream entgegenlaufende Studien teilweise bereits gefüllt wurde. Gravierender ist daher jene Forschungslücke, die sich daraus ergibt, dass Parallelgesellschaften bzw. ethnisch-religiöse Organisationen stets ausschließlich im Hinblick auf ihre Funktionalität oder – dies, wie gesagt, vor allem – Dysfunktionalität für den sozialen Zusammenhalt untersucht werden. Sie erscheinen dadurch als statische Systeme, die, bedingt durch äußere Einflussfaktoren und innere Strukturmerkmale, diese oder jene Eigenschaft aufweisen und bestimmte Effekte zeitigen. Miriam Zimmer dagegen nimmt in ihrer Studie über die „Evangelische Kirche lutherischen Bekenntnisses in Brasilien“ (IECLB), d.h. über die religiöse Separatkultur aus Deutschland zugewanderter Protestanten, die Bedürfnisse der Migranten und also der Mitglieder der ethnisch-religiösen Organisation in den Fokus. Indem sie diese Betrachtungsweise wählt, erfasst sie die Entwicklungs- und Wandlungsdynamiken, denen parallelgesellschaftliche Eigenwelten unterliegen und die sich aus allmählichen Eingliederungsprozessen und der sukzessiven Annäherung der Zugewanderten an die Mehrheitsgesellschaft im Zeitverlauf ergeben. Ihre Fragestellung nach den Überlebensstrategien, die „ethnische Kirchen“ angesichts der Assimilation ihrer Mitglieder wählen, ist daher hoch relevant und als Vergleichsfolie wie Inspirationsquelle auch für andere Länder und Organisationen anregend.

Auf diese Weise eröffnet Miriam Zimmer dem Diskurs über Parallelgesellschaften neue Perspektiven, macht sie ihn anknüpfungsfähig für die Erkenntnisse der Organisationssoziologie. „Wie lernen Organisationen?“ – dieses Erkenntnisinteresse zieht sich wie ein roter Faden durch die folgende Untersuchung.

„Pathologisch ist ein Lernprozeß“, schrieb bereits vor mehreren Jahrzehnten der Politikwissenschaftler Karl W. Deutsch, „durch den die zukünftige Lernfähigkeit des Systems nicht er-

höht, sondern vermindert wird. Wille und Macht können leicht in selbstzerstörerisches Lernen umschlagen, wenn sie zur Überbewertung der Vergangenheit gegenüber der Zukunft [...] oder gegenwärtiger Erwartungen gegenüber allen möglichen Überraschungen, Entdeckungen und Veränderungen führen.“<sup>1</sup> Dieses pathologische Lernen zeigt sich auch bei der IECLB, wo sowohl die Kirchenleitung als auch die Aktivist:innen an der Basis den Anpassungsdruck gründlich veränderter Handlungsbedingungen zu ignorieren versuchen. Die einen, indem sie den eigenen Mitgliederschwund durch Verweise auf die noch höheren Verluste anderer Kirchen und die Behauptung schönreden, die geschrumpfte Rumpfgläubigenschaft sei überzeugungsstärker und theologisch qualifizierter. Die anderen, indem sie ihr Heil in einem störrischen Traditionalismus suchen und dem Niedergang durch eine trotzig-verklärte „guten alten Zeiten“ begegnen. Letztlich aber blenden beide Gruppen – typisch für pathologisches Lernen – sämtliche nicht in ihr Konzept passende Erfahrungen aus, ersetzen den Informationsaustausch mit der Außenwelt durch eine introvertierte Binnenorientierung und klammern sich an den Glauben, wider allen gesellschaftlichen Wandel gestrigte Erfolgsmodelle fortschreiben zu können.

Der traditionalistische, reformverweigernde Traditionalismus der Laienaktivisten in den Kirchengemeinden lässt auch erahnen, welche unintendierten Folgen sich aus dem Ruf nach mehr Basispartizipation ergeben können; dies im Übrigen nicht nur im kirchlichen Bereich. Demokratisierung, Dezentralisierung, Mitbestimmung sind gegenwärtig und die politischen Richtungen übergreifend die Leitbegriffe der Modernisierer und Gesellschaftsreformer. Die Erfahrungen der IECLB zeigen nun aber, dass womöglich gerade die praktische Umsetzung derartiger verbaler Bekenntnisse ganz entgegen der eigentlichen Absichten die innerorganisatorischen Machtverhältnisse zugunsten der rückwärtsgewandten Besitzstandswahrer und ewiggestrigen Nostalgiker verschiebt.

---

1 Deutsch, Karl W.: Politische Kybernetik. Modelle und Perspektiven, Freiburg im Breisgau 1970, S. 329.

Organisationslernen ist ferner kein geradliniger Prozess, auch diese Erkenntnis hält die jüngste Geschichte der IECLB bereit. Während zwischen 1995 und 2002 die Gemeinden gestärkt, die innerorganisatorische Vielfalt gefördert und die verschiedenen internen Strömungen in die Planungen einbezogen wurden, standen die Folgejahre im Zeichen eines gegenläufigen Rufes nach innerer Einheit und klarerer Identität. Dabei fallen die Pendelausschläge besonders stark in solchen Organisationen aus, deren Führungsgremien durch eine geringe personelle Kontinuität gekennzeichnet sind. Auch dafür gibt die IECLB ein eindrückliches Beispiel ab.

Und schließlich mag der Leidensdruck schwindender Organisationsstärke Reformprozesse noch so sehr befördern, wenn sie auf die Ebene der Strukturen, Arbeitsabläufe und Willensbildungsprozesse beschränkt bleiben, wird auch ihre Wirkung bestenfalls beschränkt bleiben. So ließ sich die Entwicklungskurve der Mitgliederzahlen in der IECLB trotz einiger vielversprechender Projekte nicht umkehren. Die Hoffnungen der Kirchenleitung dürften sich auch deshalb zerschlagen haben, weil sie, wie Miriam Zimmer schreibt, zuletzt bloß noch als ein „Verwaltungs- und Kontrollorgan“ fungierte, das keine Ideen von zugkräftigen Inhalten besitzt und sich über die programmatische Ausrichtung wenig Gedanken macht. Gerade für Kirchen dürfte aber gelten, dass wer begeistern will, selbst begeistert sein muss. Stärker noch: Wer den Glauben weitertragen möchte, der muss selber überzeugend, benenn- und darstellbar glauben.

### **Göttinger Junge Forschung**

„Göttinger Junge Forschung“, unter diesem Titel firmiert eine Publikationsreihe des *Institutes für Demokratieforschung*, das am 1. März 2010 an der *Georg-August-Universität Göttingen* gegründet worden ist. Göttinger Junge Forschung verfolgt drei Anliegen: Erstens ist sie ein Versuch, jungen Nachwuchswissenschaftlern ein Forum zu geben, auf dem diese sich meinungsfreudig und ausdrucksstark der wissenschaftlichen wie auch außer-

universitären Öffentlichkeit präsentieren können. Damit soll erreicht werden, dass sie sich in einem vergleichsweise frühen Stadium ihrer Laufbahn der Kritik der Forschungsgemeinde stellen und dabei im Mut zu pointierten Formulierungen und Thesen bestärkt werden.

Zweitens liegt ein weiterer Schwerpunkt auf der Sprache. Die Klagen über die mangelnde Fähigkeit der Sozialwissenschaftler, sich verständlich und originell auszudrücken, sind Legion. So sei der alleinige Fokus auf Forschungsstandards „problematisch“ im Hinblick auf eine „potentiell einhergehende Geringschätzung der Lehr- und der Öffentlichkeitsfunktion der Politikwissenschaft“, durch die „Forschungserkenntnisse der Politikwissenschaft zu einem Arkanwissen werden, das von den Experten in den Nachbarfächern und den Adressaten der Politikberatung, aber kaum mehr vom Publikum der Staatsbürgergesellschaft wahrgenommen wird, geschweige denn verstanden werden kann“.<sup>2</sup> Viel zu häufig schotte sich die Wissenschaft durch „die Kunst des unverständlichen Schreibens“<sup>3</sup> vom Laienpublikum ab.

Mitnichten soll an dieser Stelle behauptet werden, dass die Texte der Reihe den Anspruch auf verständliche und zugleich genussreiche Sprache mit Leichtigkeit erfüllen. Vielmehr soll es an dieser Stelle um das Bewusstsein für Sprache gehen, den Willen, die Forschungsergebnisse auch mit einer angemessenen literarischen Ausdrucksweise zu würdigen und ihre Reichweite – und damit Nützlichkeit – soweit zu erhöhen, wie dies ohne Abstriche für den wissenschaftlichen Gehalt möglich erscheint. Anstatt darunter zu leiden, kann sich die Erkenntniskraft sogar erhöhen, wenn sich die Autoren über die Niederschrift eingehende Gedanken machen, dabei womöglich den einen oder anderen Aspekt noch einmal gründlich reflektieren, die Argumentation glätten, auf abschreckende Wortungetüme, unnötig komplizierte Satzkon-

---

2 Bleek, Wilhelm: Geschichte der Politikwissenschaft in Deutschland, München 2001, S. 453 f.

3 Zetzsche, Indre (Hrsg.): Wissenschaftskommunikation. Streifzüge durch ein ‚neues Feld‘, Bonn 2004, S. 115.

struktionen und langweilige Passagen aufmerksam werden<sup>4</sup> – insgesamt auf einen Wissenschaftsjargon verzichten, wo dies zur Klarheit nicht erforderlich ist. Denn es besteht durchaus die Möglichkeit, einen wissenschaftlichen Text weder zu simplifizieren noch zu verkomplizieren, selbst unter der Berücksichtigung, dass die schwere Verständlichkeit von Wissenschaft aufgrund unvermeidlicher Fachbegriffe vermutlich unausbleiblich ist.<sup>5</sup>

Dies sollte jedoch nicht die Bereitschaft mindern, den Erkenntnistransfer via Sprache zumindest zu versuchen. In der allgemeinverständlichen Expertise sah der österreichische Universalgelehrte Otto Neurath sogar eine unentbehrliche Voraussetzung für die Demokratie, für die Kontrolle von Experten und Politik. Neurath nannte das die „Kooperation zwischen dem Mann von der Straße und dem wissenschaftlichen Experten“<sup>6</sup>, aus der sich die Fähigkeit des demokratisch mündigen Bürgers ergebe, sich ein eigenes, wohlinformiertes Urteil über die Geschehnisse der Politik zu bilden. Dass in diesem Bereich ein Defizit der Politikwissenschaft besteht, lässt sich, wie gezeigt, immer häufiger und dringlicher vernehmen. Ein Konsens der Kritiker besteht in dem Plädoyer für eine verstärkte Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse in eine interessierte Öffentlichkeit. Hierzu müsse man „Laien dafür interessieren und faszinieren können, was die Wissenschaftler umtreibt und welche Ergebnisse diese Umtriebigkeit hervorbringt“, weshalb „komplexe wissenschaftliche Verfahren und Sachverhalte für Fachfremde und Laien anschaulich und verständlich“ dargestellt werden sollten.<sup>7</sup>

---

4 Zur stimulierenden Wirkung der „detaillierte[n] Schilderung eines individuellen Falles“: Aydelotte, William O.: Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft, in: Wehler, Hans-Ulrich (Hrsg.): *Geschichte und Soziologie*, Königstein im Taunus 1984, S. 259-282, hier S. 275.

5 Vgl. auch den Appell von Mittelstrass, Jürgen: *Trough a glass darkly: on the enigmatic nature of science*, in: *Kriterion*, Jg. 23 (2010), S. 1-4.

6 Zitiert nach Sandner, Günther: *Demokratisierung des Wissens*. Otto Neuraths politisches Projekt, in: *Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft*, Jg. 38 (2009) H. 2, S. 231-248, hier S. 242.

7 Kürten, Ludwig: *Verständigung will gelernt sein*, in: *Zetsche* (Hrsg.) 2004, S. 83-86, hier S. 84.

Der Sprache einen ähnlichen Stellenwert für die Qualität einer Studie einzuräumen wie den Forschungsergebnissen, mag sich auf den ersten Blick übertrieben anhören. Und wie die amerikanische Historikerin Barbara Tuchman zu berichten weiß, ist dies zumeist „mühselig, langsam, oft schmerzhaft und manchmal eine Qual“, denn es „bedeutet ändern, überarbeiten, erweitern, kürzen, umschreiben“.<sup>8</sup> Doch eröffnet dieser Schritt die Chance, über die engen Grenzen des Campus hinaus Aufmerksamkeit für die Arbeit zu erregen und zudem auch die Qualität und Überzeugungskraft der Argumentation zu verbessern. Kurzum: Abwechslungsreiche und farbige Formulierungen, sorgsam gestreute Metaphern und Anekdoten oder raffiniert herbeigeführte Spannungsbögen müssen nicht gleich die Ernsthaftigkeit und den Erkenntniswert einer wissenschaftlichen Studie schmälern, sondern können sich für die Leserschaft wie auch für die Wissenschaft als Gewinn erweisen.

In den Bänden der Göttinger Jungen Forschung versuchen die Autoren deshalb sowohl nachzuweisen, dass sie die Standards und Techniken wissenschaftlichen Arbeitens beherrschen, als auch eine anregende Lektüre zu bieten. Wie gesagt, mag dies nicht auf Anhieb gelingen. Doch Schreiben, davon sind wir überzeugt, lernt man nur durch die Praxis des Schreibens, somit durch frühzeitiges Publizieren. Insofern strebt die Reihe keineswegs perfektionistisch, sondern perspektivisch die Förderung von Schreib- und Vermittlungstalenten noch während der wissenschaftlichen Ausbildungsphase an.

Freilich soll bei alledem keinesfalls der inhaltliche Gehalt der Studien vernachlässigt werden. Es soll hier nicht ausschließlich um die zuletzt von immer mehr Verlagen praktizierte Maxime gehen, demnach Examensarbeiten nahezu unterschiedslos zu schade sind, um in der sprichwörtlichen Schublade des Gutachters zu verstauben. Die Studien der Reihe sollen vielmehr, drittens, bislang unterbelichtete Themen aufgreifen oder bei hinlänglich bekannten Untersuchungsobjekten neue Akzente setzen, sodass sie nicht nur für die Publikationsliste des Autors, sondern auch für

---

8 Tuchman, Barbara: In Geschichte denken, Frankfurt am Main 1984, S. 27.

die Forschung eine Bereicherung darstellen. Das thematische Spektrum ist dabei weit gesteckt: von Verschiebungen in der Gesellschaftstektonik über Anatomien von Parteien oder Bewegungen bis hin zu politischen Biografien.

Eine Gemeinsamkeit findet sich dann allerdings doch: Die Studien sollen Momenten nachspüren, in denen politisches Führungsvermögen urplötzlich ungeahnte Gestaltungsmacht entfalten kann, in denen politische Akteure Gelegenheiten wittern, die sie vermittels Instinkt und Weitsicht, Chuzpe, Entschlusskraft und Verhandlungsgeschick zu nutzen verstehen, kurz: in denen der Machtwille und die politische Tatkraft einzelner Akteure den Geschichtsfluss umzuleiten und neue Realitäten zu schaffen vermögen. Anhand von Fallbeispielen sollen Möglichkeiten und Grenzen, biografische Hintergründe und Erfolgsindikatoren politischer Führung untersucht werden. Kulturelle Phänomene, wie bspw. die Formierung, Gestalt und Wirkung gesellschaftlicher Generationen, werden daher ebenso Thema sein, wie klassische Organisationsstudien aus dem Bereich der Parteien- und Verbändeforschung.

Was die Methodik anbelangt, so ist die Reihe offen für vielerlei Ansätze. Um das für komplexe Probleme charakteristische Zusammenspiel multipler Faktoren (Person, Institution und Umfeld) zu analysieren und die internen Prozesse eines Systems zu verstehen, darüber hinaus der Unberechenbarkeit menschlichen, zumal politischen Handelns und der Macht des Zufalls gerecht zu werden,<sup>9</sup> erlaubt sie ihren Autoren forschungspragmatische Offenheit. Jedenfalls: Am Ende soll die Göttinger Junge Forschung mit Gewinn und – im Idealfall – auch mit Freude gelesen werden.

---

9 Zur Kritik an der unterstellten Rationalität von Verhalten bzw. der unberücksichtigten Irrationalität vgl. Abromeit, Heidrun: Gesellschaften ohne Alternativen. Zur Zukunftsfähigkeit kapitalistischer Demokratien, Working Paper des Instituts für Politikwissenschaft der Technischen Universität Darmstadt, Nr. 11/2007, S. 5 f.; Bellers, Jürgen: Methoden der Sozialwissenschaften: Kritik und Alternativen, Siegen 2005, S. 164; Lepsius, M. Rainer: Zum Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Soziologie, in: Baumgartner, Hans Michael/Rüsen, Jörn (Hrsg.): Seminar: Geschichte und Theorie. Umriss einer Historik, Frankfurt am Main 1976, S. 118-138, hier S. 127.